

## BÜCHERSCHAU

## Ein Hoch auf Dorothy Parker

Von Dorothy Parker, der amerikanischen Kritikerin und Kurzgeschichtenautorin gibt es so viele schöne böse Sätze, dass man gar nicht weiß, wo man mit dem Zitieren anfangen soll und man wünscht sich, auch so gnadenlos sein zu können. Das Nettsein bringt's ja bekanntlich nicht. Ihre Theaterkritiken sind legendär: „Wäre die Hauptdarstellerin nicht durch eine glückliche Fügung des Schicksals von einem Mitspieler erwürgt worden, hätte ich mich zur Bühne vorgekämpft und die Sache selbst in die Hand genommen.“ Bei langweiligen Stücken rät sie, Strickzeug mit ins Theater zu nehmen, und über langweilige Bücher schreibt sie: „Dies ist kein Buch, das man mit leichter Hand beiseite legt. Man muss es schon mit aller Kraft in die Ecke schleudern.“



Elke Heidenreich

Solche Bücher gibt es derzeit reichlich .... nicht so aber die erste (deutsche) Biografie der Dorothy Parker. Michaela Karl hat sie im Residenz Verlag herausgebracht unter dem Titel „Noch ein Martini und ich lieg unterm Gastgeber“ – natürlich ein Parker-Zitat, schön wäre auch gewesen ihr Satz nach einer stürmischen Seereise: „Alles, was ich in mir behalten konnte, war den ersten Offizier“ oder: „Wenn du wissen willst, was Gott über Geld denkt, dann guck dir bloß die Leute an, denen Er es gegeben hat.“ Michaela Karl hat akribisch recherchiert, ist ihr Thema mit Liebe angegangen, hat alles Wissenswerte über Dorothy Parkers verrücktes New Yorker Leben und Treiben zusammengetragen und über das Biografische hinaus auch das Porträt einer Zeit entworfen – von der Prohibition zum Prozess gegen Sacco und Vanzetti bis hin zu den unsäglichen McCarthy-Verhören. Sie beschreibt ausführlich die legendäre tägliche Tafelrunde im Hotel Algonquin in den 20er-Jahren, Treffen der New Yorker Bösen und Klugen, wie einst die Ritter um Artus hier um Dorothy Parker versammelt, neurotisch, erfolgreich, blitzgescheit. Parker hatte immer Pech mit Männern, dabei war sie gar nicht so anspruchsvoll: „Ich erwarte nur drei Dinge von einem Mann: gutes Aussehen, Rücksichtslosigkeit und Dummheit.“ Mein Gott, könnte die Frau heute fündig werden! Michaela Karl hat ein amüsantes Buch über eine faszinierende Frau geschrieben, die gesagt hat: „Mich interessiert nicht, was über mich geschrieben wird, solange es nicht wahr ist.“ Hier ist vieles wahr, und das ist lobenswert, ein längst fälliges Porträt einer Autorin und Kritikerin, die es zu entdecken gilt. Aber ein bisschen mehr Lektorat wär' nicht schlecht gewesen, schon, um das gefühlte 500mal auftauchende Unwort „nichtsdestotrotz“ endlich auszumerzen. Was soll das sein, „nichtsdestotrotz“? Nichts desto weniger? Trotzdem? Der Zwitter schleicht sich als Sprachschrott nun also schon in ansonsten gut geschriebene Bücher und ruiniert sie fast.

Der Verlag Kein&Aber nimmt sich des Werks der Dorothy Parker seit langem liebevoll an, gerade wieder mit einer eleganten kleinen Sonderausgabe der besten Kurzgeschichten. Auch bei Kein&Aber erscheint übrigens gerade

ein Buch mit einem Titel, der uns endlich erklärt, was es mit den seltsamen Geschichten von Franz Kafka auf sich hat: „Kafka war jung und er brauchte das Geld.“ Ach so. Als Joseph (Graph?) von Westphalen noch jung war, schrieb er auch für Geld viele Bücher für Männer. Die sind jetzt, klagte er neulich, nicht mehr lieferbar, vergessen, wie das ja, schrieb jüngst Tilman Krause in dieser Zeitung, „meistens bei Literatur der Fall ist, die nicht von der Ästhetik, sondern von der Gesinnung lebt.“ (Kafka zum Beispiel gibt's noch, und der ist doch viel älter als Westphalen!) Vielleicht können wir den Herrn von Westphalen mit dem Hinweis trösten, dass Karl Lagerfeld angeblich gerade ein Parfüm entwickelt, das nach Büchern riecht. Aber nach welchen? Nach Pilchers Maiglöckchen, Parkers Martinis oder einfach nur nach

Sperma, Schweiß und Damenwäsche? Das wär's ja dann. Schluss damit. Ich bin glücklich. Endlich ist ein Buch mit dem überfälligen Titel „Berlin ist das Allerletzte“ erschienen (Transit Verlag). Ich werde ja seit meiner Studienzeit in diesem mausegrauen Wüstenklotz nicht müde, schlecht über Berlin zu reden, und werde dafür immer beschimpft, sogar Wowerheit hat schon auf meine Ausfälle beleidigt reagiert. Jetzt endlich weiß ich, dass ich nicht nur in einer großen, sondern in einer guten Gesellschaft bin mit meiner Abscheu vor dieser preußischen Ansammlung unfassbarer Trostlosigkeit: ob Fontane („So wie man Berlin betritt, ist es mit Schick und Eleganz vorbei“), Dosztojewski („Aber mein Gott, was für eine langweilige, entsetzliche Stadt ist Berlin!“), Carl Sternheim („Und wenn Goethe und Molière in einer Person auf die Welt kämen, vor diesem Ungeheuer an Stadt, vor diesen Bestien, die sie bewohnen, wäre ihr Genie dahin“) oder Kurt Tucholsky („Berlin vereint die Nachteile einer amerikanischen Großstadt mit denen einer deutschen Provinzstadt. Seine Vorzüge stehen im Baedeker“) – sie alle hasssen diese Stadt und das gipfelt im Ausruf von E.T.A. Hoffmann: „Hinaus, hinaus aus dieser Öde!“ So ein Buch tut gut, erfrischt das Herz, selbst die gewitzte Urberlinerin Katja Lange-Müller kann in ihrem Nachwort nicht beweisen, dass alle Berlinhasser Unrecht hätten. Sie nimmt wie viele andere stellvertretend für die Nation tapfer auf sich, in Berlin zu wohnen. Irgendwer muss ja. Danke, Katja.

Friedrich Wilhelm III. maulte, als man ihm die Eisenbahn schmackhaft machen wollte: „Kann mir keine große Seligkeit davon versprechen, ein paar Stunden früher in Berlin zu sein.“ Wenn Sie mal wieder mit der Deutschen Bahn reisen müssen, vielleicht nach Berlin, vielleicht im Winter, wenn es schneit und nichts fährt oder jetzt bald im Sommer, wenn es zu warm ist und alles steht, dann kann das, wie wir wissen, schon mal gute 67 Stunden dauern und dann sollten Sie unbedingt das Hörbuch von Tols-tois Krieg und Frieden (D.A.V.) dabei haben, da spricht Ulrich Noethen mit warmer, kluger Stimme ganze 67 Stunden zu Ihnen, man vergisst alles und ist gerettet. Es gibt doch noch viel Schönes.

## Abschied von einer Freundin

Wir trauern um Teofila Reich-Ranicki, eine der letzten Holocaust-Überlebenden. Die Zeit der Zeitzeugen geht zu Ende. Aus persönlichen Biografien wird Geschichte • Rachel Salamander

Sie trug ein unaussprechliches Leid in sich. Teofila Reich-Ranicki gehörte zu denjenigen, die über das Erlittene schwiegen, die Qualen, die ihr unter deutscher Besatzung Polens zugefügt wurden. Tief im Inneren hauste es, abgekapselt, im verborgensten Winkel ihrer zerstörten Seele. Bruno Bettelheim wählte dieses Bild für die Sprachlosigkeit der dem Tode Entronnenen. Ohne ihre Gefühle wegzusperren, wären sie nicht in der Lage gewesen, wieder ein Leben aufzubauen, oder wie Jean Améry es sagt, wieder in der Welt heimisch zu werden. Alles hatte sie verloren: ihr Zuhause, ihre Eltern, der Naziterror hatte ihr das Weltvertrauen und ihre Zukunft geraubt. Als junge Frau wurde sie mit allen Konsequenzen aus dem Leben gerissen, und das Überleben forderte ihr dann einen hohen Preis ab: Bis zuletzt hatte die Traumatisierung ihr Gemüt überschattet. Der Tod hat sie nun erlöst. Teofila Reich-Ranicki starb am 29. April 2011 im Alter von 91 Jahren.

Erfahren wir etwas über diese Frau, dann durch ihn, Marcel Reich-Ranicki. Lange vor dem Erscheinen seiner Autobiografie „Mein Leben“ drängten wir ihn, von ihrer beider Geschichte zu erzählen. Das ergab sich zwangsläufig, denn einige Freunde, die mit den Reich-Ranickis deren Hochzeitstag begingen, mussten dafür immer eigens in die Schweiz reisen, denn das Ehepaar wollte diesen Tag nicht in Deutschland begehen. Im Angesicht der bevorstehenden Deportationen hatten sie noch schnell im Warschauer Ghetto geheiratet. Es war der 22. Juli 1942, der Tag, an dem die große „Umsiedlung“ des Ghettos bekannt gemacht wurde.

Wir erfahren, dass sie 1940 an einem düsteren, regnerischen Tag unter dramatischen Umständen zusammengefunden hatten. Das Mädchen war 20, als sich ihr Vater im Warschauer Ghetto erhängte. „Kümmere dich um das Mädchen“, forderte Marcells Mutter. Ihr Appell stand am Anfang des gemeinsamen Lebens, und Marcel folgte ihm bis zuletzt. Umgekehrt hätte Teofila später aus dem Ghetto mit Hilfe einer Verwandten fliehen können, doch da wollte sie Marcel nicht zurücklassen. Marcel Reich-Ranicki hat immer wieder betont, dass er ohne seine Tosia, wie er und die Freunde sie nannten, nicht überlebt hätte.

Nach einem Jahr zusammen im Ghetto machte sie, wie wir es aus den Memoiren wissen, Marcel zum 21. Geburtstag das schönste Geschenk seines Lebens. Am 2. Juni 1941 übergab sie ihm, was er unbedingt haben wollte und nicht mehr bekommen konnte, Kästners „Lyrische Hausapotheke“. Es handelte sich um eine besondere Ausgabe, sie hatte für ihn die Gedichte ausgewählt, von Hand kopiert und selbst il-



Teofila Reich-Ranicki im Jahr 2005



Kästners „Lyrische Hausapotheke“, abgeschrieben und illustriert von Teofila Reich-Ranicki

lustriert. Marcel überwältigte dieser hinreißende Liebesdienst, wie er schreibt. Die zeichnerische Begabung des jungen Mädchens nahm er allerdings als selbstverständlich hin, und wir erfahren davon nichts weiter, sie blieb uns Jahrzehnte verborgen. Das sorgfältig gestaltete Heft bekamen wir erst sechzig Jahre später zu sehen, im Jahr 2000, im Frankfurter Jüdischen Museum. Es wurde der eigentlichen Ausstellung mit Bildern von Teofila Reich-Ranicki aus dem Warschauer Ghetto beigegeben. Eine ganze Mappe hatte sensationeller Weise aus dem Ghetto geschmuggelt werden können. In ihr befand sich eine Serie grafischer Blätter, entstanden hauptsächlich im Sommer 1942, die den Alltag des Lagerlebens zeichnerisch festhalten. Wir sehen NS-Uniformierte mit Peitsche und ihre

Opfer in Reih und Glied, wir sehen ausgemergelte Kinder, eine Razzia, Leichen auf der Straße oder den bevorstehenden Abtransport nach Treblinka auf dem „Umschlagplatz“. Eindringlich zeigen die Bilder, was die beiden aushalten mussten: Hunger, Angst, Krankheit, das Warten auf den Tod. Diese kräftigen Farbzeichnungen frapieren durch einen starken, entschlossenen Strich und eine sichere Komposition. Sie sind nicht nur Zeugnis des GhettoGrauens, sie sind eine Manifestation echten künstlerischen Talents, das – wie übrigens auch ihr Klavierspiel – erst am Anfang der Entwicklung schon gleich erstickt wurde. Zeichnen wollte sie nach dem Krieg nicht wieder, erst vor kurzem wünschte sie sich ein Klavier. Es war die Zeit, als ihr die ganzen Schläger der 30er-Jahre im Kopf umherspukten.

Die in Frankfurt ebenfalls ausgestellten Grafiken „Herosinen der Oper“ zeugen quasi schon von der Gemeinschaftsarbeit des Paares. Hier bekundeten beide, wie sehr sie von Anfang an die Liebe zur Literatur und Musik teilten. Sie hal-

fen ihnen, das Ghetto für kurze Zeit wenigstens in der Vorstellung zu verlassen. Beide sehnten sich nach der Oper. Sie erzählte ihm von der Oper ihrer Geburtsstadt Lodz, er von den Berliner Inszenierungen. Er gab ihr den Inhalt der Libretti, sie zeichnete. Gemeinsam haben sie das Schlimmste überstanden, zusammen sind sie anschließend den Weg zurück ins Leben gegangen. Bis zum Schluss sah man sie oft Hand in Hand. Nichts und niemand konnte dieser Schicksalsgemeinschaft etwas anhaben. Beide waren sich total ergeben, ein eingeschworenes Paar. Frank Schirrmacher rezensierte Reich-Ranickis „Mein Leben“ denn auch als die schönste Liebesgeschichte des Jahrhunderts.

Was wir von Teofila, der Verschlussenen, bis zu dieser Ausstellung wussten, war durch Marcel vermittelt. Spät in ihrem Leben, sie musste beinahe achtzig werden, enthüllte sich das verschüttete Talent dieser Frau, die von sich kein Aufhebens machte. Da kannte ich sie schon fünfzehn Jahre. Hin und wieder war mir ihre Aufmachung aufgefallen, ihr Erkenntnis zur Farbe und zum Muster – nicht zuletzt bei den Krawatten ihres Mannes –, ohne dass ich dieser Auffälligkeit jenseits meines Staunens weitere Bedeutung beimessen hätte. Ich ahnte nicht, dass sich in dieser bewussten Gestaltung über all die Unbill ihres Lebens hinweg ein letzter Funke des Künstlerischen einen Weg nach außen bahnte. Nach dem Abitur in Lodz wollte Tosia Modedesign studieren, ihre Eltern hatten für sie eine Kunstschule in Paris mit den Fächern Kunstgeschichte und Grafik vorgesehen. Diese Laufbahn war ihr nicht vergönnt. Sie ist keine Zeichnerin geworden, das Geschehene hat sie fürs Leben gezeichnet.

Ohne Tosia lässt sich kaum von Marcel Reich-Ranicki sprechen. Mit ihrem gesunden Menschenverstand war sie ihm eine unverzichtbare Ratgeberin und als leidenschaftliche Leserin seine einflussreichste Kritikerin. Auf ihr Gedächtnis konnte Marcel stets zuverlässig zurückgreifen. Eine echte Emigrantin geblieben, sprach sie am liebsten Polnisch und ihr Zuhause fand sie in der polnischen Literatur. Sah man in Bad Ragaz, Zürich, Salzburg oder Alt Aussee zwei Ehepaare unterschiedlichen Alters in launiger Unterhaltung an einer Kaffeetafel sitzen – und ich muss nicht sagen, wer da meistens das große Wort führte –, so konnte man Tosias warmes, herzhaftes Auflachen erleben, eine Art spontane Präsenz ihres Gemüts, die sich mir so fest eingepägt hat. Wenn sie lachte, dann richtig. Etwas davon ist auf ihren Sohn Andrew übergegangen, wie er überhaupt mit seinen sinnlichen, weichen Gesichtszügen nach Tosia schlägt.

Wir befinden uns in einer Zeit, in der diejenigen langsam von uns gehen, die das epochale Menschheitsverbrechen der Naziherrschaft er- und überlebt haben. Mit ihrem Tod endet die persönliche Erinnerung und wird Geschichte. Für die zurückbleibende Freundin wird die Welt ohne sie und ihre Geschichten ärmer.

## Literarisches Rätsel der Woche

In dieser Woche suchen wir einen Roman ohne Absätze. Wie heißt der Autor? Und wie heißt das Buch?

Lösungsvorschläge bitte an die Redaktionsadresse oder [literaturwelt@welt.de](mailto:literaturwelt@welt.de)

Während alle auf den Schauspielerspieler warteten, der ihnen versprochen hatte, nach der Aufführung der *Wildente* gegen halbzwölf zu ihrem Abendessen in die Gutzgasse zu kommen, beobachtete ich die Eheleute Auersberger genau von jenem Ohrensessel aus, in welchem ich in den frühen Fünfzigerjahren beinahe täglich gesessen war und dachte, dass es ein gravierender Fehler gewesen ist, die Einladung der Auersberger anzunehmen. Zwanzig Jahre hatte ich die Auersberger nicht mehr gesehen und ausgerechnet am Todestag unserer gemeinsamen Freundin Joana habe ich sie auf dem Graben ge-

troffen und ohne Umschweife habe ich ihre Einladung zu ihrem *künstlerischen Abendessen*, so die auersbergischen Eheleute über ihr Nachtmahl, angenommen. Zwanzig Jahre habe ich von den Eheleuten Auersberger nichts mehr wissen wollen und zwanzig Jahre habe ich die Eheleute Auersberger nicht mehr gesehen, und in diesen zwanzig Jahren hatten mir die Eheleute Auersberger allein bei Nennung ihres Namens durch Dritte Übelkeit verursacht, dachte ich auf dem Ohrensessel, und jetzt konfrontieren mich die Eheleute Auersberger mit ihren und mit meinen Fünfzigerjahren.

In der vergangenen Woche suchten wir Tobias Smolletts „Humphry Clinkers Reise“. Gewonnen hat Dieter Hentschel aus Berlin.

## Die Literarische Welt

Eine Beilage der WELT

Herausgeberin: Dr. Rachel Salamander Verantwortlich: Dr. Jacques Schuster Redaktion: Dr. Tilman Krause; N.N. Gestaltung: Babette Bendix

10888 Berlin, Axel-Springer-Straße 65, Fax: 030/25 917 29 39 e-mail: [literaturwelt@welt.de](mailto:literaturwelt@welt.de)